

## *Ordensleben und Welt*

### Theologische Neubesinnung und einige Folgerungen

Von Friedrich Wulf SJ, München

Eines der großen Themen und Anliegen des Konzils ist die Öffnung der Kirche zur Welt hin, der Abbau ihrer Selbstverschließung gegenüber dieser Welt. Die Frage, um die es geht, ist diese: Seit der Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts, vor allem aber seit der Zeit der sogen. Restauration (nach den napoleonischen Wirren) im 19. Jahrhundert hat sich die Kirche, um den Anstürmen von außen — durch die protestantischen Glaubensgemeinschaften und durch den Zeitgeist — gewachsen zu sein, in immer stärkerem Maß nach innen konzentriert und sich institutionell und bekenntnismäßig gegen die Welt außer ihr abgeschirmt. Wohl hat sie auch in der Neuzeit noch einen erstaunlichen missionarischen Elan gezeigt, blieb der Impuls theologischer Forschung in ihr lebendig, entfaltete sich ihre Frömmigkeit, blühte in ihr heiliges Leben, erfuhr vor allem das Ordensleben noch einmal einen bewundernswerten Aufschwung. Aber das alles vollzog sich doch zunächst *intra muros*, innerhalb der eigenen Mauern. Das Gespräch mit den anderen wurde immer defensiver geführt; es galt in erster Linie der Abwehr von Zeitirrtümern (gerade vor 100 Jahren erschien der „Syllabus“, eine Zusammenstellung von Verurteilungen, die den Ansprachen und Schreiben Pius' IX. entnommen sind). Die positive Auseinandersetzung mit den reformatorischen Kirchen, mit den Ideen und Strömungen der Zeit, die ein Sich-Einlassen auf die Position des anderen zur Voraussetzung hat, war vielfach von vornherein mit dem Odium des Mangels an Rechtgläubigkeit verbunden und darum suspekt. Die Kirche war sozusagen autark geworden, dank ihres inneren Lebens und ihrer straffen Verfassung stark genug, sich in einer immer schneller sich wandelnden Welt zu behaupten. Aber je länger es dauerte, desto ungestümer und drängender pochten die Probleme der Zeit an ihre Tore. Schon das vorige Jahrhundert ist von dem Bemühen einzelner und ganzer Gruppen erfüllt, das Getto, in das die Kirche sich zurückgezogen hatte, zu durchbrechen, aus der geistigen Isolierung herauszukommen, und wer die letzten Jahrzehnte wachen Herzens miterlebt hat, weiß, an wievielen Stellen und auf wie mannigfache Weise das Gespräch mit der Welt, mit Andersdenkenden von neuem begann. Der durch die politische Gewaltherrschaft und durch den zweiten Weltkrieg ausgelöste Schock hat diese Entwicklung unaufhaltsam vorangetrieben; man zog in weiten Kreisen, auch offizieller kirchlicher Stellen, ehrlich die Bilanz der letzten Jahrhunderte und drängte auf ein Überdenken der eigenen Positionen, auf eine zeitgemäße Erneuerung der kirchlichen Formenwelt, auf seelsorgliche Refor-



men und auf ein stärkeres Zusammenarbeiten mit allen Gutgesinnten, vor allem mit den Christen anderer Bekenntnisse. Aber erst Papst Johannes, der gewiß kein sonderliches Verhältnis zu den Wissenschaften, nicht einmal zur hohen Theologie, dafür aber um so mehr Gottvertrauen und Menschenliebe hatte, verlieh dieser Entwicklung nicht nur die offizielle Anerkennung, sondern gab ihr auch auf dem Konzil das eigentliche Forum. Seine Eröffnungsansprache im Oktober 1962 ist noch in aller Erinnerung. Sie leitete, so kann man schon heute rückschauend sagen, eine neue Epoche der Kirche ein.

In diesem großen Zusammenhang ist auch die Frage der angepaßten Erneuerung der Orden zu sehen. Sie ist kein Sonderfall, als ob nur die Orden sich um eine größere Zeitnähe und -gemäßheit zu bemühen hätten. Die ganze Kirche ist vielmehr gegenwärtig zu dieser Ausgabe gerufen, von ihrem Herrn, der das Leben der Menschen seiner Zeit angenommen, ihre Sprache gesprochen, ihre Gewohnheiten geteilt und ihre Leiden erlitten hat, — um ihrer Sendung willen, allen Menschen das Evangelium, die Frohbotschaft von der Erlösung zu künden. Allerdings haben die Orden an dem Prozeß der Selbstverschließung der Kirche einen kräftigen Anteil. Sie gehören, was ihre institutionelle Seite, aber auch ihre Anschauungen betrifft, im ganzen zum konservativen Flügel der Kirche. Im Schnitt haben sie weitgehend kein Gespräch mit der Welt, mit dem, was sich außerhalb ihrer Lebenssphäre tut. Das gilt für die Frauenorden in besonderer Weise. Sie leben ihre Welt und gehen ihrer Arbeit nach, ohne sich viel um das zu kümmern, was ‚draußen‘ vor sich geht, um die Vorstellungen und die Bewußtseinslage der modernen Gesellschaft. Sie tun es aus Programm. Zwischen Kloster und Welt ist eine Kluft. Man setzt sich von den Weltleuten, ihren Idealen und ihrer Lebensweise ab. Wer ins Kloster geht, muß die Welt verlassen, heißt es seit altersher. Danach geht man in den Unterweisungen der jüngeren Ordensmitglieder voran. Der Akzent in der Ordenserziehung liegt eindeutig auf diesem Sich-Absetzen von der Welt, auf der Einschärfung und Einübung einer weit-hin neuen Lebensweise, die nicht nur ideeller Art ist, sondern alle Bereiche menschlichen Verhaltens, den ganzen Tagesablauf umfaßt.

Tatsächlich können sich die Orden dafür auf eine lange und ununterbrochene Tradition berufen. Ist nicht der Kern des Ordenslebens von seinen Anfängen an die Kontemplation, und ist das nicht trotz der wachsenden Zahl tätiger Gemeinschaften im Grund so geblieben? Spielt sich darum nicht das eigentliche Ordensleben in der Klausur ab, in dem, was man die *vita regularis*, die regulierte Lebensweise, das Leben nach einer Regel nennt, das zur Hauptsache in den verschiedenen Übungen: des Schweigens, des Gebetes, des Gehorsams, und in den mannigfachen Gebräuchen des klösterlichen Lebens besteht? Die Texte der Überlieferung für diese Auffassung sind überaus zahlreich. Sofern sie vom Verhältnis



des Ordenslebens zur Welt handeln, kommt die Welt schlecht dabei weg. Eine *vita saecularis*, ein Leben in der Welt führen heißt einfachhin ein weltliches Leben im abwertenden Sinn, ein Leben in der Lauheit und in der Sünde führen. Die Nichtordensleute sind *saeculares*, Weltmenschen, Menschen dieser Welt. Selbst der Ausdruck *sacerdos saecularis*, Weltpriester — im Gegensatz zu solchen Priestern, die in irgendeiner Weise ein Gemeinschaftsleben führen und sich ein Statut, eine Lebensordnung gegeben haben — hat im ganzen Mittelalter einen schlechten Klang.

Um einige konkrete Beispiele anzuführen, greifen wir einmal auf das 11. und 12. Jahrhundert, eine Zeit der Hochblüte des Ordenslebens, zurück. Da lesen wir etwa in einem Brief Bernhards von Clairvaux an den jungen Magister Walter von Chaumont, der zum Ordensstand neigte, sich aber — u. a. wegen einer engen Bindung an seine Mutter — nicht zu einem Entschluß durchringen konnte: „Die Liebe zur Mutter, sagst Du, halte Dich fest, so daß Du nicht abwerfen könntest, was Du schon verachten gelernt habest. Was soll ich Dir darauf antworten? Sollst Du die Mutter verlassen? Das scheint unmenschlich. Sollst Du bei ihr bleiben? Aber dann wäre sie ja die Ursache für das Verderben ihres Sohnes. Sollst Du vielleicht für die Welt und für Christus zugleich streiten? Doch niemand kann zwei Herren dienen . . . Wahrlich, wenn Du sie sehr liebst, dann verlaß sie um ihretwillen, damit sie nicht um Deinetwillen verloren gehe, wenn Du Christus verläßt, um bei ihr zu bleiben“ (Brief 104). Der Kirchenlehrer und Kardinalbischof von Ostia Petrus Damiani schreibt in seiner Schrift „Über das Gut des Ordensstandes“: „Dem Tiger (d. h. dem Teufel) entreißen wir das Junge (das er geraubt hat), wenn wir einen bekehrten Menschen aus der Welt, der Stätte des Teufels, zur Lebensweise der Heiligkeit (d. h. zum Ordensstand) herausrufen“ (Kap. 14). In der gleichen Schrift heißt es: „Es muß eure höchste Sorge sein, Geliebteste, Gott immerdar unendlichen Dank zu sagen, weil ihr . . . aus der Welt erwählt wurdet, in der, wie man weiß, nur schwer jemand gerettet werden kann. . . Wie ein Hirt dem Rachen des wilden Tieres, das ein schwaches Tier gerissen hat, vielleicht nur ein Glied entreißt, so hat euch Christus dem blutigen Rachen des Räubers (des Teufels) entrissen, indem er euch aus der untergehenden Welt in den Gehorsam seines Dienstes erwählte“ (Kap. 1). Und weiter: „Wenn euch der allmächtige Gott der Welt entzog und dafür bestimmte, daß ihr ihm unter der monastischen Disziplin dienet, dann ist das genau so, wie damals in der Sintflut; von vielen, die zugrunde gehen, hat er euch wenige erwählt und in die Geborgenheit der Arche hineingeführt, damit ihr am Leben bliebet“ (Kap. 2). Und es ist für unsere Ohren kaum zu ertragen, wenn der gleiche Bischof in seiner Schrift „Über die Vollkommenheit der Mönche“ schreibt, Petrus habe den Schmutz der Ehe durch sein blutiges Martyrium abgewaschen (Kap. 6). „Selig die Seele, die aus dem irdischen Kerker befreit,



frei dem Himmel zustrebt“, ruft der Abt Johannes von Fécamp aus (Conf. theol. III, 7), und ein anderes Mal: „Du hast mich in deiner Güte vom eitlen Umgang mit dieser Welt getrennt und mich zu deinem heiligen Dienst geführt“ (Deploratio, Z. 294, Ausgabe Leclercq-Bonnes). Vollkommenes christliches Leben bedeutet nach Anselm von Canterbury: „aus ganzem Herzen die Eitelkeit dieser Welt verachten und nach der ewigen Wahrheit streben“ (Briefe I, 133). „Darum ermahne ich Dich inständig, teuerste Tochter, nicht an weltlichen Dingen Deine Freude zu haben, denn niemand kann zugleich die weltlichen und die himmlischen Dinge lieben“ (Briefe II, 405). „Wer Kostbares von Wertlosem d. h. die Seele von der Welt löst, der gleicht dem Mund Gottes, wie geschrieben steht. Wem aber gleicht dann der, der mit Mund und Hand eine Seele, die Gott anhängt, zur Welt zurückzieht?“ (Briefe II, 161). Immer ist es die gleiche und unüberbrückbare Kluft zwischen Welt und Kloster. Sie ist nicht nur bei den Frommen, sondern auch bei den großen Theologen der Zeit anzutreffen. „Sieben Dinge sind es in der Welt“, schreibt Bonaventura, „die den Menschen, wenn er sie nur gut erwäge und genau betrachtete, leicht dazu brächten, die Welt zu verachten, sie zu besiegen, zu fliehen, um sich dem Dienst Gottes zu weihen: 1. die Arbeit, die die Liebhaber der Welt ermüdet, 2. die Vernachlässigung des höheren Gutes, die aus der Liebe zur Welt folgt, 3. die Vergänglichkeit (Eitelkeit) der irdischen Güter, 4. das Hinschwinden des irdischen Ruhmes, 5. die Gefahr, in der sich die Menschen in der Welt befinden, 6. die Veränderlichkeit der zeitlichen Dinge, 7. die geheime Verwundung durch die Sünde, die die Güter der Welt ihren Liebhabern beibringen“ (Coll. de contemptu saeculi, Quar. VIII, 655ff.). Und Thomas von Aquin: „So wie der Mensch durch die Bezeugung des Glaubens (per fidei religionem) an Gott gebunden wird und der Sünde stirbt, so stirbt er durch das Ordensgelübde (per votum religionis) nicht nur der Sünde, sondern der Welt, um Gott allein im Werk zu leben“ (Contra impugnantes Dei cultum et religionem, Kap. 1).

So könnte man noch beliebig fortfahren. Die Sprachregelung der asketischen Überlieferung der Kirche in diesem Punkt ist nahezu vollkommen. Wir kennen sie zur Genüge. Sie begegnet uns in der älteren geistlichen Literatur auf Schritt und Tritt. Kloster und Welt stehen sich schroff gegenüber. Man muß eine solche Sprache und die darin zum Ausdruck kommende Einstellung allerdings auf dem Hintergrund der Zeit, einer bestimmten geschichtlichen Entwicklung sehen, um sie zu verstehen. Keine Frage, daß ein gutes Stück Manichäismus und Neuplatonismus aus den ersten christlichen Jahrhunderten in ihnen wiederzufinden ist, nach denen die materielle Welt als solche schon ein Übel ist, eine Behinderung des Geistes, der man nur durch Enthaltensamkeit begegnen kann. Aber im Grund wollen die geistlichen Schriftsteller, die Theologen und Mönche der alten Kirche und des Mittelalters, die die asketischen An-



schauungen der Kirche geprägt haben, nicht in erster Linie eine spekulativ begründete Lehre vom Verhältnis des Christen zur Welt darlegen. Ihr Ziel ist vielmehr ein praktisches. Sie sind Seelsorger; sie wollen ihre Zuhörer und Leser zur Nachfolge Christi bewegen und zu einem vollkommenen Leben nach dem Evangelium aneifern. Dazu kommt noch folgendes: Die Welt, in der sie lebten, war trotz der Vorrangstellung der Kirche keineswegs von christlichen Prinzipien bestimmt. Im Gegenteil, das Christentum wurde jahrhundertlang nur in einer relativ kleinen Elite gelebt. Die Sitten der Menschen waren rauh; das Verlangen nach geistigen Gütern blieb auf wenige beschränkt; die ordentliche Seelsorge nahm erst in den aufkommenden Städten intensivere Formen an. Von einem Vollkommenheitsstreben weiterer Kreise außerhalb der klösterlichen Welt konnte darum lange Zeit keine Rede sein. Es bestand also tatsächlich eine religiöse und sittliche Kluft zwischen der Lebensweise des Mönchtums und der gewöhnlichen Christen in der Welt. Im übrigen vertrugen die Menschen des Mittelalters und auch noch der Neuzeit eine kräftige Sprache. Hatten sie doch im allgemeinen — anders als unsere Generation — noch ein sehr natürliches und ungebrochenes Verhältnis zur Welt, auch im Kloster. Wie wäre sonst die erstaunliche und bewundernswerte kulturelle Leistung des Mönchtums überhaupt zu verstehen. Man kann darum dessen Verhältnis zu den irdischen Dingen nicht einfach auf den Nenner der Weltflucht bringen, so sehr in Predigt und Unterweisung immer wieder und oft in radikaler Weise von der für die Christen und speziell für den Mönch notwendigen Verachtung der Welt die Rede war. Eine ganze Literaturgattung ist danach benannt worden.

Trotz solcher Überlegungen, die erst der Differenziertheit und dem Reichtum der geistlichen Überlieferung der Kirche gerecht werden, ist eines aber nicht zu leugnen: In all den Jahrhunderten, bis in die Neuzeit hinein, war für die maßgebliche kirchliche Einstellung und Verkündigung die übernatürliche Welt des Glaubens, die Frage des Heils, das ewige Leben so sehr das Einzige, daß dahinter alles andere zurücktrat. Alle irdischen Güter und Betätigungen galten nur soviel, als sie diesem einzigen Wert und Ziel mehr oder weniger unmittelbar dienten. Man spricht in dieser Beziehung von einem Divinismus des Mittelalters, der aber noch weit über das Mittelalter hinaus in Geltung blieb. Man versteht darunter jene Ausschließlichkeit des Göttlichen, die alles Irdische in seinem Eigensein gleichsam aufsaugt. Dieses Eigensein der geschöpflichen Welt, die relative Eigenwertigkeit der irdischen Sachgebiete, von der nach dem ersten Weltkrieg in der katholischen Diskussion so oft die Rede war, trat kaum in den Blick, auch dann noch nicht, als die welthafte Welt mit Beginn der Neuzeit mehr und mehr das Denken und Handeln der Menschen bestimmte. Von ihnen zu sprechen und sich ihnen ausdrücklich zuzuwenden, wäre in den vergangenen Jahrhunderten für viele als eine Häresie



oder wenigstens als unvereinbar mit der evangelischen Vollkommenheit angesehen worden. Die Orden haben an dieser Überlieferung, trotz der Wende, die sich hier in der Kirche seit geraumer Zeit deutlich abzeichnet, festgehalten. Für sie und ihr Selbstverständnis gilt weiterhin unerschüttert jene Haltung zur Welt, wie sie im 11. Jahrhundert Papst Urban II. einmal in einem Brief an die bayerischen Augustinerchorherren von Rottenbuch dargelegt hat, wo es, in der Gegenüberstellung der beiden kirchlichen Stände, der Religiösen und der Weltchristen, heißt: „Die heilige Kirche hat für ihre Kinder von ihren Anfängen an zwei Wege eingerichtet. Der eine nimmt Rücksicht auf die Gebrechlichkeit der Schwachen, der andere führt das Leben der Stärkeren zur seligen Vollendung . . ., der eine erlöst von den täglichen Sünden durch Tränen und Almosen, der andere erwirbt durch sein drängendes Gebet Tag für Tag ewige Verdienste; die an dem einen, niedrigeren festhalten, machen von den irdischen Gütern Gebrauch, die dem anderen, höheren folgen, verachten die irdischen Güter und entäußern sich ihrer“ (PL 151, 338 BD). In einem Augenblick, wo wir die Laien mehr denn je zur Vollkommenheit ihres Standes aufrufen, wo ihnen von höchster Warte aus, nämlich durch das Konzil, gesagt wird, daß sie wie alle Christen zur Heiligkeit berufen seien, daß auch die Ehe eine Gnadengabe sei (1 Kor 7,7), daß der Weg zur evangelischen Vollkommenheit für sie in der vollkommenen Erfüllung ihrer Pflichten mitten in der Welt, in Familie, Beruf und Gesellschaft, bestünde, daß sie zum Weltapostolat verpflichtet seien, können wir solche Schwarz-Weiß-Malerei nicht mehr im Ernst aufrecht erhalten. Wenn heute die Konsequenz aus den gewandelten, weil differenzierten Verlautbarungen des kirchlichen Lehramtes über das Verhältnis des Christen zur Welt gezogen wird, dann können wir Ordensleute nicht so tun, als ginge das uns nichts an. Auch wir haben uns der hier vor sich gehenden Wandlung bewußt zu werden. Wir können nicht mehr so unbekümmert und einseitig, wie es bisher in der asketischen Sprache der Ordensüberlieferung geschieht, von der bösen Welt sprechen und alles Welthafte als dem Ordensleben von vornherein entgegengesetzt und feindselig abtun und meiden. Auch wir müssen unser Verhältnis zur Welt neu bedenken und unsere Konsequenzen daraus ziehen, sowohl für unsere ganze Lebens- und Arbeitsweise wie auch für die Erziehung unserer jüngeren Ordensmitglieder. Das gilt in erhöhtem Maß für die tätigen Orden und Genossenschaften. Von daher wird aber auch deutlich, daß die von uns geforderte angepaßte Erneuerung nicht nur eine Frage der Taktik ist — nach dem Motto: Wie kommen wir am besten bei den heutigen Menschen an, oder wie kommen wir wieder zu Berufen —, sondern eine Frage der inneren, religiös-sittlichen Haltung und damit eine Frage des Gewissens. Wäre nur das erstere der Fall, dann blieben unsere zaghaften Anpassungsversuche rein äußerer und darum äußerlicher Art; sie würden den Eindruck des Unechten, weil Künstlichen machen. Was darum



als erstes von uns verlangt wird, ist ein Gesinnungswandel, eine Wandlung unserer Vorstellungen von der Welt und unserer christlichen Aufgabe in ihr und ihr gegenüber. Fragen wir uns darum im folgenden einmal — kurz und gedrängt: Was sagt uns die Offenbarung darüber?

Was ist die Welt im Licht des Wortes Gottes und der Heilsgeschichte? Sie ist zunächst Gottes Schöpfung, in ihrer Fülle und Mannigfaltigkeit, in der Sinnhaftigkeit ihrer Güter ein Buch, in dem wir über Gott lesen können, wer er ist, Erweis und Zeugnis seiner Macht und Göttlichkeit (Röm 1,20). Welt ist aber auch von Anfang an begnadete Schöpfung, zum Schauplatz von Gottes persönlicher liebender Gegenwart und seiner Herrlichkeit, ja zur Anteilnahme an dieser Herrlichkeit bestimmt. Sie ist auf Christus hin entworfen. In Ihm, dem Gottmenschen, sollte sie ihren eigentlichen Sinn, ihre Mitte und Zusammenfassung, ihre Vollendung erfahren, nicht nur die Seele des Menschen, sondern auch sein Leib, der ganze Mensch und alles, was zu ihm gehört: die Ordnungen und Einrichtungen des menschlichen Lebens, die materiellen und die geistigen Dinge, die Güter der Technik und der Kultur. Trotz der Weigerung des Menschen, diesen Weltentwurf Gottes anzunehmen, sich zu ihm zu bekennen, ihn durch seine Mitarbeit zur Ausführung zu bringen, trotz Schuld und Sünde des ganzen Menschengeschlechtes, hat Gott seinen Entschluß nie zurückgenommen. Er hat seinen ursprünglichen Heilswillen gegenüber dem Menschen und der Welt aufrechterhalten und durchgehalten, in immer neuer Weise, auf immer neuen Wegen, gegen alle Vereitlungsversuche des Menschen. „Zu vielen Malen und auf vielerlei Weise hat Gott ... zu den Propheten gesprochen, am Ende der Tage hat er zu uns geredet durch (seinen) Sohn, den Er zum Erben des Alls bestellt, durch den er auch die Weltzeiten geschaffen hat“ (Hebr 1,1). Wir müssen darum die Welt lieben, wie Gott sie geliebt hat und nie aufgehört hat, sie zu lieben. Wir müssen ein inneres Verhältnis zur Welt, zu den Menschen, zu den Dingen des materiellen und geistigen Seins haben. So wie wir unsere Familie nie verleugnen können und dürfen, wir würden uns sonst selbst nicht wahr haben wollen, so können und dürfen wir auch nicht die Welt verleugnen. Sie ist nicht nur unser Daseinsraum, mit dem unser Lebensschicksal unlöslich verbunden ist; wir selbst sind diese Welt, haben ihre Bestimmung, tragen ihr Leid und ihre Erfüllung. Sie ist uns aufgegeben, wie unser eigenes Leben uns aufgegeben ist.

Die Welt, so wie wir sie vorfinden und erfahren, ist aber auch die sündige und verlorene Welt; täglich begegnen wir der Sünde: im eigenen Herzen, in anderen Menschen, aber auch in der Atmosphäre und in den Einrichtungen der Welt. „Alles, was in der Welt ist, die Fleischeslust und die Augenlust und des Lebens Prahlen, ist nicht vom Vater, sondern ist aus der Welt“ (1 Jo 2,16). Diese Welt ist von Gott wegen ihrer Sündhaftigkeit zum Tod, zum Untergang bestimmt. Was vor-bildhaft in der Sint-



flut geschah: „... ich will alle Lebewesen vertilgen mitsamt der Erde“ (Gen 6,13) — und in Christi Tod seine äußerste Wirklichkeit erfuhr, wird im Letzten Gericht zu Ende geführt und allen offenbar. Mit dem Tod Christi ist die Welt in ihr Endstadium getreten. Die Welt, der wir täglich begegnen, ist nach den Kirchenvätern die alternde Welt, die im Totenkampf liegt und auf ihren Tod zueilt. Zwar spricht der Apostel Paulus nur von der „Gestalt dieser Welt“, die im Vergehen begriffen sei (1 Kor 7,31), nicht von der Welt als Schöpfung Gottes überhaupt. Aber für die menschliche Erfahrung ist das zunächst belanglos. Nicht nur der Leib des Menschen, sondern der Mensch selbst stirbt und sinkt ins Dunkel, hat den Tod als Sinnlosigkeit und Vergeblichkeit zu erleiden. Erst im Glauben, im Licht des Erlösungstodes Christi wissen wir, warum das so ist. Im Tod Christi wurde die Sünde mitverschlungen und ihrer Nichtigkeit überantwortet. Darum sollen auch wir in der Nachfolge Christi freiwillig auf unsern Tod zugehen, ihn bewußt auf uns nehmen, als Sühne für unsere Sünden und in Mitverantwortung für die sündige Welt. Das geschieht im Sterben des „alten Menschen“. „Tötet an euch das, was der Erde angehört“, schreibt Paulus und zählt die „Werke des Fleisches“ auf (Kol 3,5). Dem gleichen Sinn dient, wenn wir in den Ordensgelübden auf entscheidende Güter dieser Welt, auf Eigentum, auf die Ehe und die freie Selbstverfügung verzichten. Dieser Verzicht, der nur auf einen Gnadenruf hin und in Freiheit vollzogen werden kann, hat als erstes den Sinn, in der Gemeinschaft mit Christus dem Sterben des alten Menschen, dem „Abtun des Sündenleibes“ (Röm 6,6), der Absage an die sündige Gestalt dieser Welt die Wege zu ebnen und die Todverfallenheit, ja die in Christus geschehene Kreuzigung dieser Welt zeichenhaft zu bezeugen. Vieles von dem, was seit altersher in den Orden geübt wird, nimmt an diesem Sinn teil: die Buße, das Schweigen und auch die Klausur. Der liturgische Einschließungsritus der Inklusen ahmt daher den Beerdigungsritus nach; die Eingeschlossenen sollen durch ihre Lebensweise das Sterben mit Christus darleben und bildhaft darstellen.

Aber auch damit ist heilstheologisch gesehen das Wesen der Welt noch nicht erschöpfend ausgesagt. Die Welt, in der wir leben, mit der wir umgehen, die von den Menschen immer mehr entfaltet wird, deren Größe und Elend wir zu vielen Malen erfahren, ist in ihrem Grund die schon erlöste Welt. Sie steht im Zeichen der Auferstehung. Gott hat sich in seinem Sohn liebend über die kranke, sündige Welt gebeugt und sie an sein Herz genommen, endgültig im Tod, in der Auferstehung und himmlischen Erhöhung Jesu. Das der Welt in Christus widerfahrene Heil enthält eine ganze Geschichte. In seiner Menschwerdung hat Gottes Sohn die Welt angenommen; er hat sie in ihren verschiedenen Bereichen durchlebt, erfahren und erlitten; er hat sich an ihr erfreut, sich ihrer Unwirtlichkeit und Sündigkeit nackt und bloß, d. h. in seiner reinen



Menschlichkeit, ohne besonderen göttlichen Schutz, ausgesetzt, sie mit seiner Arbeit und seinem Handeln erfüllt. Schließlich ist er — freiwillig zwar, aber nicht weniger schmerzlich — an den in ihr wirksamen gottfeindlichen Mächten des Todes zugrunde gegangen. „Drei Tage und drei Nächte (war er) im Innern der Erde“ (Mt 12,40), um ihrem Todesgrund das ewige Leben einzustiften. Diese Erde hat er darum auch vor das Angesicht Gottes mitgenommen. Er hat sie im Himmel, in dem von Gottes Gegenwart und Herrlichkeit und Liebe erfüllten Raum, neu und auf ewig, unzerstörbar, begründet. Seitdem sind immer Himmel und Erde gleichzeitig zu nennen. Der Daseinsraum des erlösten Menschen ist der Neue Himmel und die Neue Erde. Das gilt auch für uns, die wir noch unterwegs sind. In der Gnade sind wir schon jetzt in den Himmel versetzt. In der Kirche, dem geheimnisvollen Leib Christi, nimmt die ganze Welt schon an der Herrlichkeit Christi teil. Bloß der Welt entsagen, sich von ihr zurückziehen, sie immer nur als böse, sündhafte, das Heil gefährdende hinstellen und fliehen ist darum einseitig, bedeutet eine wesentliche Verkürzung ihrer Heilswirklichkeit. Hier bedürfen die Aussagen der aszetischen Literatur, von denen unser Verhältnis zur Welt weiterhin gespeist wird, einer erheblichen Ergänzung. Hier gilt es darum auch in der Praxis des Ordenslebens einige Korrekturen vorzunehmen. Die Klausur, die Zurückgezogenheit von der Welt, als Zeichen des Sterbens mit Christus ist nur ein Moment des Ordenslebens. Wir müssen auch mit Christus in die Welt eingehen, müssen die Welt so, wie sie ist, annehmen, sie in ihren verschiedenen Bereichen: des Besitzens, der Begegnung von Mensch zu Mensch, des Handelns und Gestaltens in der Gemeinschaft mit Christus erfahren und erlösen. Anders werden wir nicht oder nur schwache Zeugen der Auferstehung sein. In unserer Armut, unserer Ehelosigkeit und unserem Gehorsam soll der erlöste Mensch und die erlöste Welt zum Ausdruck kommen. Wie kann das sein, wenn wir die Welt nur abgetan haben, wenn wir von ihr nichts verstehen, wenn wir mit ihr nicht umzugehen vermögen und sie gleichsam zu überspringen suchen.

Schon dieser kurze Überblick zeigt, wie schwer es ist, im christlichen Sinn angemessen von der Welt zu sprechen. Es sind immer verschiedene Momente ihrer Wirklichkeit und ihrer Heilssituation zu bedenken. Alle diese Momente zusammen finden sich in der einen konkreten Welt vor, mit der wir es täglich zu tun haben. Man wird darum auch das Verhältnis des Christen zur Welt nicht eindeutig bestimmen können. Es wird bald von diesem, bald von jenem Moment stärker geprägt sein. Das gilt auch von unserer Lebensweise in Armut, Ehelosigkeit und Gehorsam. Man darf ihren Sinn nicht einseitig in der Weltentsagung sehen; sie darf nicht nur Ausdruck der Kreuzigung dieser Welt sein, sondern muß zur Offenheit gegenüber der Welt führen und dazu befähigen, mit den Dingen dieser Welt frei und ohne Begierde umzugehen, die Mitmenschen selbstlos zu



lieben und sich von Gott in allen Lebenslagen verfügen zu lassen. Es wird noch manchen Umdenkens bedürfen, ehe solche Gedanken und Ziele bei uns Wurzel schlagen und in die Tat umgesetzt werden. Geben wir wenigstens einige Hinweise und Anregungen dazu.

Als erstes wird es für die tätigen Frauengemeinschaften darauf ankommen, den allgemeinen Bildungsstand ihrer Mitglieder — je nach der Art und dem Maß ihrer Tätigkeit in verschiedenem Grad — zu heben, worauf die Religiosenkongregation schon seit Jahren hingewiesen hat. Es wird — wahrscheinlich zu Recht — beklagt, daß das Bildungsniveau in den meisten Genossenschaften hinter dem Bildungsanstieg der heutigen Gesellschaft zurückgeblieben sei. Daß damit auch eine Minderung der apostolischen Wirkungsmöglichkeit, der Fähigkeit, der Welt und den Menschen in der Welt in rechter Weise zu begegnen, gegeben ist, versteht sich von selbst. Es genügt in vielen Fällen nicht, die Schwestern die für bestimmte Berufe vom Staat vorgeschriebenen Prüfungen ablegen zu lassen (der Lehrberuf scheidet hier als Sonderfall aus). Es ist vielmehr in Zukunft dafür Sorge zu tragen, daß diejenigen Schwestern, die in öffentlich anerkannten Berufen tätig sein werden, wenigstens das Bildungsniveau der sogenannten mittleren Reife erlangen, u. U. in eigenen Schuleinrichtungen, wobei durchaus an die Zusammenarbeit mehrerer Genossenschaften zu denken ist. Eine besondere Rolle käme hier der geplanten Akademie zur Ausbildung von jüngeren Schwestern zu, die sich ja nicht nur auf die Vermittlung von theologischem und geistlichem Wissen zu beschränken hätte. Im übrigen sollte auch die Weiterbildung jener Schwestern, die nur im klösterlichen Bereich, für gewöhnlich in der Hauswirtschaft, tätig sind, nicht mit dem Noviziat aufhören, schon deswegen nicht, weil eine allzu große Bildungskluft innerhalb der Kommunität der schwesterlichen Gemeinschaft nicht förderlich wäre.

In der Ausbildung der hauptberuflich tätigen Schwestern wäre vor allem darauf zu achten, daß diese zu einem Verständnis des Menschen und seiner verschiedenen Bereiche, seiner Entwicklung und seiner Aufgaben geführt werden. Im Rahmen einer allgemeinverständlichen Anthropologie wären u. a. zu behandeln die Fragen des Leibes und der Geschlechtlichkeit, des Verhältnisses von Leib und Seele, des Charakters, der Lebensaltar, Fragen der Ehe und Ehelosigkeit, der Arbeit und des Berufes und ihrer Bedeutung für das Lebensganze. Damit kämen die Schwestern nicht nur zu einem tieferen Selbstverständnis, sondern erhielten auch die Möglichkeit, den heutigen Menschen und seine Vorstellungswelt besser zu verstehen, besser mit ihm umzugehen und ihm zu helfen. Für ein wirksames Apostolat ist heute auch ein Mindestmaß an geschichtlichem Wissen, an Kenntnis der irdischen Sachbereiche sowie dessen, was in der modernen Welt vor sich geht, erforderlich. Das Christentum und die Kirche leben ja nicht in



einem luftleeren Raum, sondern sind eingebettet in das gewöhnliche Leben der Menschen, sind von der jeweiligen Welt mitgeprägt.

Es darf aber nicht bei einem rein theoretischen Wissen bleiben. Es muß ein inneres Verhältnis zur Welt und den irdischen Wirklichkeiten hinzukommen. Was das heißt, läßt sich vielleicht an einem Beispiel verdeutlichen. Eine klösterliche Lehrerin darf ihren Schülerinnen nicht nur ein rein sachliches Wissen vermitteln (wie es in den naturwissenschaftlichen Fächern allenfalls möglich ist), sondern muß sich innerlich mit ihrem Unterrichtsgegenstand einlassen, muß ihn sich persönlich aneignen und als ein Stück von sich selbst weitergeben, andernfalls wird sie erzieherisch wenig ausstrahlen, mag ihr Wissen noch so perfekt sein. Ich kann darum nicht billigen, was vor einiger Zeit in einem Aufsatz zu lesen war („Die irdischen Zwischenwerte“, in: Der Große Entschluß 14 [1958/59] 306 f.), wonach ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Verhältnis einer weltlichen Lehrerin und dem einer Ordenslehrerin zu ihrem Unterrichtsgegenstand bestehen soll, insofern jene, zufolge der ihr als Weltchristen eigenen „inkarnatorischen“ Bewegungsrichtung, ihr Fach von innen betreiben müsse, während diese, zufolge der ihrem Stand eigenen „redemptorischen“ Bewegungsrichtung, das gleiche Fach nur von außen betreiben könne, weil sie ja eine „aus der Welt Ausgeheimatete“ sei, und darum eine „trennende Wand zwischen ihr und den Dingen“ getreten sei. Man braucht nur an eine Gestalt wie Teilhard de Chardin zu denken, um einzusehen, daß die hier vom Ordenschristen geforderte Haltung heute nicht mehr vollziehbar ist. Beide, Ordens- und Weltchristen, müssen in allem Umgang mit Menschen und Dingen zu einer „Gottunmittelbarkeit“ kommen; darin besteht ja gerade der Kern der durch Christus geschaffenen Erlösungsordnung. Beide müssen Gott mit „ungeteiltem“ Herzen angehören und dienen; das ist eine unmittelbare Folge des Hauptgebotes (Mk 12, 28 ff. par); die bekannte Stelle aus dem 1. Korintherbrief (7, 34) steht dem nur scheinbar entgegen. Daß das Verhältnis zu den irdischen Wirklichkeiten, zu Menschen und Dingen, immer wieder gereinigt werden muß, versteht sich für einen Christen eigentlich von selbst. „Gestaltet euch nicht dieser Welt gleich“ schreibt der Apostel Paulus (Röm 12,2). „Eine reine und unbefleckte Frömmigkeit vor Gott ist diese: ... sich selbst unbefleckt von der Welt bewahren“, heißt es im Jakobusbrief (1,27). Mit der Erziehung zur Welt wird eine Anleitung zur Unterscheidung der Geister, wie sie Schrift und Überlieferung kennen, Hand in Hand gehen müssen.

Aus all dem ergibt sich, daß es in unserer klösterlichen Praxis — ich denke hier immer zunächst an die tätigen Genossenschaften — vieles zu überholen gilt. Überholungsbedürftig ist manche aszetische Ausdrucksweise im Hinblick auf die Welt und die Weltchristen, wie sie in Gebeten, in unserem Reden, unseren Unterweisungen, in unseren Konstitutionen



und Gebräuchebüchern oft genug noch angetroffen wird. Überholungsbedürftig ist auch die einseitige Warnung vor der Welt und dem Weltgeist, als ob man im Grund nur heilig werden könne in dem Maße man sich von der Welt fern hält. Man lese einmal nach, was Papst Johannes in seinem sozialen Rundschreiben „Mater et Magistra“ darüber schreibt: „Niemand soll sich dem eitlen Wahn hingeben, zwischen der eigenen Vervollkommnung und den Geschäften des täglichen Lebens bestehe ein Widerspruch. Niemand soll meinen, man müsse sich notwendig von den Werken des irdischen Lebens zurückziehen, um nach christlicher Vollkommenheit zu streben, oder man könne sich auf jeden Fall diesen Aufgaben nicht hingeben, ohne seine Würde als Mensch und als Christ aufs Spiel zu setzen. Es entspricht durchaus dem Plan der göttlichen Vorsehung, daß sich die Menschen durch ihre tägliche Arbeit bilden und vervollkommen. Fast alle müssen diese Arbeit zeitlichen Dingen widmen. Deshalb stellt die Gegenwart die Kirche heute vor die schwierige Aufgabe, in der modernen Kultur die Grundsätze echter Humanität und die Lehre des Evangeliums in Einklang zu bringen. Die heutige Zeit erwartet dies von der Kirche; ja, sie scheint sogar dringend danach zu verlangen, nicht nur um ein höheres Ziel zu erreichen, sondern auch um das schon erreichte ohne Schaden an sich selbst sicher zu erhalten“ (Nr. 255—56). Das ist für alle Christen, auch für die Ordensleute gesagt. Handeln wir danach? Statt immer nur vor der Welt zu warnen, wäre es besser, in rechter Weise für die Welt und das Apostolat in der Welt zu erziehen. Daß dafür Erzieher notwendig sind, die von der Sache etwas verstehen und selbst schon von einem Geist geprägt sind, der dem ganzen Evangelium über die Welt entspricht, ist einsichtig. Daß solche Erzieher (in erster Linie die Kandidaten- und Novizenmeisterinnen) eine entsprechende Vorbildung erhalten müssen, dürfte für den, der die Verhältnisse kennt, ebenso klar sein. Es kommt hier eine neue und nicht leichte Aufgabe auf uns zu. Werden wir sie meistern? Nur dann, wenn wir uns für sie innerlich bereit machen und offen halten und inständig beten: „Sende uns Deinen Geist und alles wird neu geschaffen und Du wirst das Antlitz der Erde erneuern!“